

Leseprobe aus:
Christian David
Sonnenbraut



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© Deuticke im Paul Zsolnay Verlag Wien 2015





Christian David

Sonnenbraut

Roman

Deuticke

1 2 3 4 5 19 18 17 16 15

ISBN 978-3-552-06279-5

Alle Rechte vorbehalten

© Deuticke im Paul Zsolnay Verlag Wien 2015

Satz: Eva Kaltenbrunner-Dorfinger, Wien

Druck und Bindung: Friedrich Pustet, Regensburg

Printed in Germany



MIX
Papier aus verantwor-
tungsvollen Quellen
FSC® C014889

O ewige Nacht, wann wirst du schwinden?

Wann wird das Licht mein Auge finden?

Emanuel Schikaneder, *Die Zauberflöte*

Bedenkt man, dass eigentlich jedes Kind dem Leben gegenüber minderwertig ist und ohne ein erhebliches Maß von Gemeinschaftsgefühl der ihm nahestehenden Menschen gar nicht bestehen könnte, fasst man die Kleinheit und Unbeholfenheit des Kindes ins Auge, die lange anhält und ihm den Eindruck vermittelt, dem Leben nur schwer gewachsen zu sein, dann muss man annehmen, dass am Beginn jedes seelischen Lebens ein mehr oder weniger tiefes *Minderwertigkeitsgefühl* steht.

Alfred Adler, *Menschenkenntnis*

Viel früher, also etwa Anfang Juli, war in einer kleinen Gasse nahe der Alten Donau das große Fahrzeug aufgekreuzt. Zwei in blaue Arbeitsoveralls gekleidete Männer mittleren Alters waren ihm entstiegen. Binnen weniger Stunden hatten sie es zuwege gebracht, den Laderaum des Transporters nahezu lückenlos mit Teilen eines Inventars zu füllen, das einem ebenerdigen, leicht vernachlässigten Wohnhaus entstammte.

Nachbarn angrenzender Grundstücke, allesamt rechtschaffene Menschen mit Stolz auf ihre Anständigkeit und stetem Blick auf das Treiben im Umfeld ihrer wohnlichen Idyllen, hatten im kleinen Kreis vorsichtig überlegt, ob jemand auszog oder lediglich einen Umbau plante. Zufriedenstellende Antworten hatten sie nicht gefunden, zumal unter ihnen keiner gewesen war, der sich einer näheren Bekanntschaft mit dem Besitzer des Hauses hatte rühmen dürfen. Nur dass dieser Einzelgänger ein Kriminalpolizist war, ein hochrangiger sogar, der sich tagtäglich mit Morden befasste, hatten sie gewusst. Deshalb hatten sie es bei harmlosen Vermutungen bewenden lassen und sich eifrig wieder ihren routinierten Alltäglichkeiten gewidmet. An einem, der sich abschottete, zugleich das Gesetz auf seiner Seite und eine Pistole in der Tasche hatte, waren sie nicht interessiert. Ihr bescheidenes Paradies, weit entfernt von den Ansprüchen eines zunehmend inhumanen Arbeitsmarkts, musste vor jeglichem Eindringen übler Realität bewahrt werden.

Belonoz hatte, während einer Pause beim Entrümpeln des Hauses, zum strahlend blauen Himmel geblickt. Er hatte den Moment genossen, und fast noch mehr hatte er es genossen, so etwas wie Genuss überhaupt wieder empfinden zu können. Er hatte an eine blonde junge Frau gedacht, die dafür gesorgt hatte, dass alles so gekommen war.

Damals war Sommer gewesen, ein unfassbar heißer, herrlicher Sommer, umso schöner nach dem überstandenen Unheil.

Monate später, im Herbst desselben Jahres, änderten sich die Dinge. Überall zeigten sich blutüberströmte Gesichter, die einmal mehr vor Augen führten, wie stark die Abwesenheit von Liebe an den Seelen der Menschen nagte.

Und wie Geld, Karriere, Luxus eben nicht mehr imstande waren, über die innere Einsamkeit hinwegzutäuschen. Weil jegliches Glück fehlte und keine Träne mehr zu trocknen vermochte.

Nun war Spätherbst.

Bald schon Winter.

Mittwoch, 1. Dezember

1

Den Tag, an dem sie sterben würde, kannte Margarete Scharf nicht. Was aus den Gedanken verdrängt werden konnte, belastete nicht. So dachte und lebte sie. Es gab dermaßen viel zu tun. Davon durfte man sich nicht eine Sekunde lang ablenken lassen. Der Tod war in ihrem Arbeitspensum nicht vorgesehen.

Die Hunde machten Arbeit. Den jüngsten hatte sie vor zwei Jahren erworben, als die Tochter aus Neuseeland angereist war, um den achtundsechzigsten Geburtstag der Mutter zu feiern. Barbara kam selten, bestenfalls alle fünf oder sechs Jahre. Gewiss, die Reise war aufwendig und teuer. Dennoch vermutete Margarete Scharf, dass andere Gründe im Spiel waren. Etwa die fehlende Lust, der Mutter zu begegnen und sich von ihr etwas sagen zu lassen. Margarete Scharf verstand das. Ihre eigene Mutter war ihr wie ein Monster erschienen. Autoritär, besitzergreifend, egoistisch. Doch sie akzeptierte es nicht. Sie hatte der Tochter immer jegliche Freiheiten zugestanden.

Kurz vor drei Uhr nachts ließ sie das Haustor hinter sich ins Schloss fallen. Die Hunde benötigten Auslauf, und sie mochte diese Uhrzeit. Niemand vermochte sie zu dieser Stunde zu stören, keine hämmernden oder bohrenden Nachbarn, keine brüllenden Kinder. Vollkommene Ruhe umgab die Straßen des achtzehnten Bezirks. Margarete Scharf schlenderte in einer grellgrünen, wattierten Jacke und ausgetretenen Moonboots die Littrowgasse hinab zum Türkenschanzpark. Zu Besorgnis gab es keinen Anlass. Die Gegend war geprägt von langweiliger Sicherheit. Tief in der Nacht konnte man sich problemlos im Park aufhalten.

Über ihre weißblonden Locken hatte sie eine grellgrüne Mütze gestülpt, den Hals schützte ein dicker gelber Schal. Farben hatte sie stets geliebt, am besten wild durcheinander, ohne Rücksicht auf Kontraste. Früher hatte sie sich bemüht, durch angepasste Kleidung die Akzeptanz durch andere Menschen zu erringen. Damit war es längst vorbei.

Die betagten, nachtschwarzen Häuser starrten still vor sich hin. So

liebte es Margarete Scharf. Endlich hatte sie Ruhe, nach einem Leben, das ihr stets von anderen bestimmt schien.

Munter tollten die Hunde bereits am Rande der Umzäunung herum. Margarete Scharf war glücklich. Und ging weiter in den Park hinein.

Eine knappe Viertelstunde später und etwa zwanzig Meter von ihr entfernt nahm sie Menschen wahr. Viele waren es nicht. Vielleicht fünf oder sechs. Keinesfalls mehr. Ohne sich zu bewegen, standen sie zwischen den Bäumen herum. Und dazu dieses Licht. In unregelmäßigen Abständen flammte es auf und erlosch wieder. Margarete Scharf bemerkte all das mit wachsender Unzufriedenheit. In völliger Unberührtheit hatte sie den Park genießen wollen. Die Hunde gebärdeten sich zurückhaltend und furchtsam. Anstatt ungehemmt den Park zu durchforsten, blieben sie brav in der Nähe ihrer Herrin und versagten sich jedes Geräusch.

Sie musste mehr über dieses Geschehen herausfinden. Deshalb schritt Margarete Scharf energisch voran. Darauf gefasst, Überraschungen nicht wehrlos gegenüberzutreten. Sie tastete in der Manteltasche nach dem Pfefferspray und war bereit für alles, was kommen sollte. Im entscheidenden Moment, dessen war sie sich sicher, würde sie schreien und mit den Füßen treten.

Im nächsten Moment hielt sie, hinter einem Baumstamm verborgen, inne. Ihr fiel auf, dass die Menschen teilweise entblößt waren. Und dass Blut an ihnen war. Wie dunkelroter Traubensaft floss es vom Kopf abwärts über ihre Körper. Auf der vom Winter ausgetrockneten Wiese lagen weitere Menschen herum, vollkommen nackt, mit blutroten Stellen zwischen den Beinen. Als wären ihnen schwere Verletzungen zugefügt worden.

Margarete Scharf entschied, dass sie genug gesehen hatte. Sie ahnte, Zeugin von etwas geworden zu sein, das niemals für ihre Augen bestimmt gewesen war. Mehr wollte sie nicht sehen, lieber alles sofort vergessen.

Sie packte die Hundeleinen, zerrte die verschreckten Tiere vorsichtig zurück und trat eiligen Schritts den Heimweg an. In einem ungewohnt hohen Tempo strebte sie nach Hause. Nicht einmal um zu überprüfen, ob ihr jemand folgte, wandte sie sich um. Vermutlich waren sie und ihre Hunde unbemerkt geblieben. In jedem Fall war es besser, so zu tun, als wäre ihr gar nichts aufgefallen. Erst als sie hektisch das Haustor aufsperrte, riskierte sie einen Blick über die rechte Schulter. Doch da war niemand.

Sie stemmte sich gegen die schwere Holztür, drückte sie auf und zerrte ihre Hunde mit hinein. Mit dem gesamten Gewicht ihres kleinen, runden Körpers lehnte sie sich sofort von innen wieder gegen das Haustor.

Hinterher tadelte sie sich selbst für ihre hysterische Nervosität. Womöglich hatte sie etwas ganz Harmloses falsch eingeschätzt. Vielleicht hatte ihr die einsetzende Müdigkeit einen Streich gespielt. Da dösten die Hunde schon wieder in ihrer gewohnten Ecke, und Margarete Scharf saß mit einer dampfenden Tasse Tee im Halbdunkel des Wohnzimmers. Möglicherweise hatte sie sich getäuscht. Der Gedanke verschwand nicht. Diese teilweise nackten Leute, die blutenden Wunden. Viel zu phantastisch war das gewesen. Wie aus einem Albtraum. Sie musste das überprüfen. Sonst würde sie keine Ruhe finden.

Erneut zog sie sich an, aber sie wählte einen anderen Mantel, den ganz schweren aus dickem, grünem Loden. Auf den Kopf setzte sie sich ihre alte russische Pelzmütze, die so voluminös war, dass ihr Kopf um mindestens ein Drittel an Umfang zunahm. Ihre weißen Haare verschwanden komplett in der Mütze. So getarnt, trat Margarete Scharf hinaus in die kalte Feuchtigkeit des anbrechenden Morgens. Es war kurz vor fünf Uhr, der Autoverkehr hatte an Intensität gewonnen, nass glänzte der Asphalt. Der Frühnebel sorgte für einen bläulich-weißen Lichtkranz rund um die Straßenlampen. Weil Margarete Scharf diesmal aufmerksamer war, nicht in sich selbst versunken oder von den Hunden abgelenkt, würde ihr Blick schärfer sein. Das hoffte sie jedenfalls. Doch der Park lag wie ausgestorben da. Niemand stand herum, keiner lag irgendwo.

Margarete Scharf wurde mutig. Ihr war, als würde sie zu einem Gefühl zurückfinden, das ihr viele Jahre zuvor abhandengekommen war. Auch die Lust, dem Verlangen nachzugeben und spontaner Neugier zu folgen, war wiedergekehrt. Deshalb blieb sie nicht stehen, wo sie vor ein paar Stunden das Weitergehen gescheut hatte. Sie durchquerte den Park. Bereit, sich jeglicher Konfrontation zu stellen. Beinahe sehnte sie herbei, doch noch auf irgendjemanden oder irgendetwas zu stoßen. Ihre Aufgeregtheit verlangte nach einer Erlösung.

Doch alles war wieder wie gewohnt. Die Hunde hätte ich mitnehmen können, sagte sich Margarete Scharf, um den verpassten Spaziergang nachzuholen. Dabei gab sie sich Mühe, nichts zu übersehen. Sie hoffte, zu-

mindest irgendwelche Spuren zu entdecken, die vom nächtlichen Geschehen zurückgeblieben sein mussten.

Die Neugier, dieses altvertraute, nach langer Abwesenheit wieder frische Gefühl, blieb unbelohnt. Unbefriedigt und von Enttäuschung geplagt musste sie den Rückweg antreten. Der Park hatte seinen gefährlich drohenden Albraumzauber eingebüßt.

Später, nachdem sich Margarete Scharf zu Bett begeben hatte, in dem sie sich nun herumwälzte, später gelangte sie zu der bitteren Erkenntnis, dass ihr Gehirn an dieser Sache beteiligt gewesen sein musste. So weit ist es also, folgerte sie erschrocken, ich bin alt und phantasie. Sie entschied, niemandem davon zu erzählen, alles rasch zu verdrängen und vor allem keinen Arzt aufzusuchen. Sollte es tatsächlich bereits so schlimm um sie stehen, sollten demnächst Demenz, Alzheimer oder andere geistige Krankheiten ihr Leben überschatten, galt es umso mehr, den verbleibenden, halbwegs gesunden Rest dieser späten Lebensjahre zu genießen. Niemand sollte ihr das verderben. Tapfer wollte sie weitermachen.

Behutsam färbte sich der Himmel grau, das Tageslicht eroberte in Zeitlupe die Stadt. Margarete Scharf kniff die Augen zu. Die Traumbilder waren zurückgekehrt, sie phantasierte erneut und, wie sie inständig hoffte, zum letzten Mal von den starren, blutigen Gestalten aus dem Park.

Den Tag, an dem sie sterben würde, kannte Margarete Scharf nicht. Doch ungleich stärker als jemals zuvor wuchs in ihr die Angst vor eben jenem Zeitpunkt, zu dem sie es nicht mehr schaffen würde, mit den Hunden gemeinsam das rettende Zuhause zu erreichen und das schwere Haustor ins Schloss fallen zu hören. Nein, das nächste Mal würde es kein Entkommen geben. Man würde sie auf der Flucht einholen. Sie würde in den Park geschleppt werden. Die blutüberströmten Menschen würden sie umzingeln. Und sie willkommen heißen.

*

Sie kamen frühmorgens. Der rote Kastenwagen war in angemessenem Tempo die Landstraße entlangefahren. Später war er auf eine enge, schlecht asphaltierte Fahrbahn eingebogen. Bedächtig, fast schon vorsichtig, bewegte er sich weiter.

Man musste diesen Weg kennen, wenn man ihn benutzen wollte. Kein Zufall führte irgendjemanden hierher. Wer wusste, wohin er wollte, war hier richtig. Alle anderen gaben rasch auf, gelangweilt von der eintönigen Landschaft, und kehrten um. So blieb, wer hier lebte, verschont von allen, die ihre Mitwelt als bloße Durchzugsroute missverstanden. Das war der Vorteil. Die Einsamkeit, also den Nachteil, nahm man dafür in Kauf.

Seit dem Verlassen der Autobahn hatte der VW-Transporter eine Welt stiller Bewegungslosigkeit durchquert. Graues Licht überzog die Landschaft, der Boden schien so müde wie der Himmel. Verdorrte Pflanzen deuteten an, dass es einmal einen Sommer gegeben hatte.

Unauffällig duckte sich das zweistöckige Haus in die Umgebung. Von keinerlei architektonischem Ehrgeiz beseelt stand es da, ein phantasieloser Block aus Beton mit Fenstern, Türen und einem Dach. Der oberflächliche Eindruck täuschte indes. Hinter der Fassade wartete bescheidener Luxus. Zum Anwesen gehörte ein leidlich gepflegter Garten, in den heißen Monaten lockte ein Pool. Da fanden Feste und Feiern statt, Gäste reisten an, um sich an exzellenten Buffets und erlesenen Weinen zu laben.

Es war halb sechs Uhr morgens. Der VW hielt in angemessenem Abstand zum Gebäude, der Motor wurde abgestellt. Bereits nach dem Verlassen der Landstraße waren die Scheinwerfer erloschen.

Die Rollläden waren heruntergelassen. Nichts deutete an, dass hier jemand lebte.

Aus dem VW stieg eine Person in einem wattierten blauen Mantel. Sie näherte sich dem vergitterten Tor und drückte mehrmals auf die Taste der Gegensprechanlage. Dabei positionierte sie sich so, dass die Überwachungskamera sie gut einfangen konnte. Es dauerte zwei bis drei Minuten.

»Ja bitte?«, meldete sich eine unsichere, müde, überraschte Stimme.

»Die Lieferung ist da«, sagte die Person im blauen Mantel. Kurz herrschte Stille.

»Moment ... Moment ...«, sagte die Stimme. »Was für eine ... welche Lieferung?«

Die Person im blauen Mantel war klar und entschieden. »Die Sie bestellt haben.«

Es folgten Sekunden des Zögerns.

»Aber ich ... ich weiß nicht ... ich meine ...«

»Bezahlt ist alles ja schon. Sie müssen nur unterschreiben, dass Sie die Ware übernommen haben.«

Wieder Zögern. Einen Hauch länger als zuvor. »Warum kommen Sie so früh am Morgen?«

»Liegt an der heutigen Fahrtroute. Wir müssen noch durch halb Niederösterreich, später nach Wien und ins Burgenland, am Nachmittag in die Steiermark. Irgendwo müssen wir anfangen. Und wir läuten immer an, damit sich niemand beschwert, dass er die Lieferung verpasst hat.«

»Können Sie sich ausweisen?«

»Natürlich. Sehen Sie mich? Ich stehe direkt vor der Kamera. In der Hand ist mein Ausweis.«

Man hörte ein krächzendes Räuspern. »Ich komme zu Ihnen hinaus und wir klären das.«

Viereinhalb Minuten später öffnete sich die Haustür. Eine leicht gebeugte Gestalt erschien und näherte sich dem Zaun.

»Also worum geht es eigentlich?«, fragte der Mann, dessen Alter irgendwo um die siebzig liegen musste. Er trug eine Brille, die seine Augen größer wirken ließ. Der braune Lammfellmantel reichte ihm bis zu den Knien. Bunt gestreifte Pyjamahosen verdeckten die Beine, an den Füßen waren braunlederne Schnürschuhe. Sein Gesicht war bleich und von tiefen Furchen durchzogen. Das strahlend weiße und erstaunlich üppig wuchernde Haar hatte an diesem Morgen noch keinen Kamm gesehen.

Die Person im wattierten Mantel nickte zuvorkommend. »Sie müssen nur die Ware übernehmen. Wenn sie Ihnen nicht gefällt, können Sie die Sachen retournieren.«

»Auch jetzt sofort?«

»Sicher. Das wäre für uns sogar besser, dann bringen wir das Zeug gleich zurück. Erspart Ihnen und uns überflüssigen Aufwand.«

»Ich habe nur überhaupt nichts bestellt. Ich nehme an, das ist ein Irrtum. Sind Sie hier wirklich an der richtigen Adresse?«

»Natürlich, da sind wir sehr penibel. Und wie gesagt, es ist ja bezahlt. Sie gehen also kein Risiko ein, wie auch immer Sie sich verhalten.«

»Aber wer ... ich meine, wer hat mir das geschickt?«

»Steht auf dem Lieferschein ... Möchten Sie vielleicht gleich mitkom-

men und schauen, ob es Ihnen gefällt? Dann können Sie entscheiden, ob Sie es annehmen oder ob Sie lieber ...«

»Wenn Sie schon einmal hier sind, bringen wir es hinter uns«, sagte der Mann im Lammfellmantel und schloss das Tor auf.

Mit vorsichtigen Schritten näherte er sich dem Kastenwagen. Zwar konnte er seine Müdigkeit nicht verhehlen, doch sein Blick war ungewöhnlich konzentriert. Es war, als suchten seine Augen etwas.

Bis sie es gefunden hatten. Nämlich die Aufschrift auf dem roten Fahrzeug. *Mediway*.

»Sind Sie spezialisiert auf ...?«, begann er.

»Wir kümmern uns um den Transport medizinischer Geräte«, unterbrach ihn die Person im wattierten Mantel. »Und um das entsprechende Zubehör. Wir kommen viel herum.«

Der Lammfell-Mann schien aufzuatmen. Jedenfalls straffte sich seine gebeugte Gestalt. »Sicher, das verstehe ich. Ja, da haben Sie viel zu tun. Entschuldigen Sie meine Fragen, aber ich muss vorsichtig sein. Jetzt bin ich schon gespannt, was mir hier ...«

»Kein Problem. Gleich werden Sie es sehen.«

Die Person im wattierten Mantel öffnete die Türen an der Rückseite des Fahrzeugs, bis sie völlig offen standen.

Der Mann im Lammfellmantel trat näher und lugte neugierig ins Innere.

»Jetzt bin ich gespannt ... Wo ist das ... Ich sehe nicht, was Sie ... Können Sie mir helfen?«

Er wandte sich um, höflich lächelnd. Die Person neben ihm schwieg, sah ihn jedoch aufmerksam an. Zum Glück trug er die Brille. So hatte er das gesamte Geschehen im Blick. Auch die rot gekleidete Gestalt. Sie waren also nicht zu zweit. Sondern zu dritt. Er wunderte sich, weshalb ihm das nicht gleich aufgefallen war. Hatte er nicht darauf geachtet? Unmöglich. Vor allem weil die rote Kleidung des Mannes fast schon grotesk anmutete.

»Sie müssen mir erklären, wa... wa... wa...«, setzte er an, stockte jedoch mitten im Satz, als hätte er einen Schlaganfall erlitten. Seine Miene hatte sich verzerrt. Nun schnitt er eine groteske Grimasse. Die Person im wattierten Mantel blickte ihn unverwandt an.

Rasch war der Elektroschocker an sein Handgelenk gebracht und akti-

viert worden. Das Summen wirkte angenehm, es durchbrach die drückende Stille der spätherbstlichen Einöde. Der Mann im Lammfellmantel machte große, dumme Augen. Seine Gliedmaßen verkrampften sich unkontrolliert. Wie bei einer Marionette, die von einem betrunkenen Puppenspieler geführt wird. Blödsinnig war sein Gesichtsausdruck, als er endlich umfiel, einfach vornüber. Der Strom war abgestellt worden.

Nun war er zum Opfer geworden. Und deshalb minderwertig. Er stand nicht mehr auf derselben Stufe mit jenen, die sich bewegen konnten, wie es ihnen beliebte. So dachten die zwei Personen, die ihn nach vollbrachter Tat in den Laderaum des Kastentransporters hievt. Der war zur Gänze mit Plastikplanen ausgelegt. Bereit für den nächsten Arbeitsschritt. Es gab noch dermaßen viel zu tun. Die Sache hatte schließlich erst angefangen.

*

Kurz vor Mitternacht. Die edle und enge Loos-Bar unweit des Stephansdoms war gesteckt voll. Im Ambiente aus Onyx, Marmor und Mahagoni rieben sich Menschen zwischen zwanzig und sechzig aneinander, plauderten, lachten, rauchten und tranken. Es war so laut und stickig, wie es hier auch gefälligst zu sein hatte. Lily und Albine mussten zunächst stehen. Bis sich plötzlich ein Paar von einem kleinen Tischchen erhob und ihnen anbot, Platz zu nehmen.

»Glück gehabt«, sagte Albine erleichtert, deponierte ihre Jacke neben sich und fuhr sich durch die roten Locken, die sich üppig auf ihre Schultern ergossen. Lily legte ihren Mantel auf Albines Jacke, setzte sich und lächelte die Freundin an.

»Alles gut?«, fragte Albine. »Kein Stress?«

»Es wird mich nie wieder so erwischen.«

»Wie im Sommer, meinst du?«

»Genau. Da bin ich ja völlig verblödet in etwas hineingerannt. Total naiv, ohne zu merken, dass es eine Falle war.«

Sie hatten schon zuvor bestellt, nun servierte der Barkeeper die Getränke.

»Für mich natürlich eine *Virgin Mary*«, hatte Albine keck gesagt und dem Barkeeper, der die beiden als gute Gäste kannte, schalkhaft zugelacht.

Der hatte Lily angeschaut: »Gin Tonic?«

Lily hatte genickt: »Wie immer.«

Albine holte zu einer theatralischen Geste aus, als verkünde sie auf einer Bühne die endgültige Wahrheit. »Wir beide sind zur Zeit auf der totalen Erfolgsschiene.«

»Da bin ich mir nicht so sicher«, sagte Lily und verzog den Mund skeptisch.

»Wieso?«

»Ich weiß ja nicht einmal, ob ich diesen Supererfolg überhaupt haben möchte.«

Albines Augen hatten sich enorm vergrößert, dabei steckte sie sich einen Glimmstängel in den Mund. »Lilyschatz, was soll das? Möchtest du uns urcoolen Karrierefrauen in die Parade fahren? Willst du jetzt plötzlich Hausfrau werden?«

»In was für einem Haus denn? Ich habe nur eine Wohnung.«

»Also was willst du?«, fragte Albine und aktivierte ihr Feuerzeug.

»Ich will wissen, was ich will. Das will ich. Und vor allem möchte ich nie irgendwo ankommen. Darum fürchte ich mich vor beruflichem Erfolg. Weil ich den Eindruck hätte, für immer in einem bestimmten Umfeld einzementiert zu sein. Und meine Träume aufgeben zu müssen.«

Aus Albines Mund glitt eine Rauchschwade, und sie sah dabei, wie Lily feststellte, äußerst lasziv aus, was ihr jedoch, wie Lily gleichfalls ahnte, gar nicht bewusst war. »Das ist mir ohnehin klar, Lily. Ich bin auch die Letzte, die dir wünscht, für immer Staatsanwältin zu bleiben. Das wäre nichts für dich.«

»Eben, Bini. Der Weg muss offen bleiben, finde ich. Oder ist das ... ich weiß nicht ... ist das feige Unentschlossenheit? Dass man sich nie festlegen will, als wäre man noch ein Kind? Aber es muss doch auch ... irgendwie ... Was rauchst du da eigentlich, Bini?«

»Feinstes Marihuana. Völlig biologisch und vegan. Möchtest du kosten?«

Lily schüttelte den Kopf. »Momentan nicht. Ich bin vom Tag erschöpft genug, und der Gin Tonic schmeckt, als würde er mich bald in ein warmes Bettchen begleiten wollen.«

»Also gehst du nicht mit in die Secession?«

»Eher nicht. Obwohl ich schon angekündigt habe, morgen später ins Graue Haus zu kommen. Warten wir ab, wie ich in einer halben Stunde gelaunt bin.«

Später wanderten sie gemeinsam an der Oper vorbei. Der Schneeregen hatte längst aufgehört. Es war nur noch kalt, und die Straßen glänzten nass. Ein paar frierende Menschen standen in der Nähe des Seiteneingangs der strahlend weißen, kühle Gelassenheit ausstrahlenden Secession. Ein Hauch von Musik war zu hören, der aus dem Keller des Gebäudes drang.

»Kommst du jetzt noch mit oder nicht?«, fragte Albine.

Lily hatte sich endlich entschlossen. »Ja, aber nur kurz.«

Sie stiegen die Stufen hinab, dem flackernden Licht entgegen. Die Musik wurde lauter, schließlich durchfuhr sie das Fleisch und die Knochen der Menschen, die hierhergekommen waren, injizierte den Anwesenden ihren Rhythmus.

Lily tanzte. Was zuletzt gewesen war, wurde abgeschüttelt, weggetanzt. Sie war bereit für Neues. Und aufgeputscht, das Udenkbare zu wagen. Und Belonoz jagte ihr keinen Schrecken mehr ein. Erst gegen halb drei verabschiedete sich Lily von Albine und ging in Richtung Oper. Bis sie ein Taxi kommen sah.

Donnerstag, 2. Dezember

2

Der lieblos geschmückte Nadelbaum stand in der vorderen rechten Ecke des Festsaals. An seinen Zweigen hingen rot-blau-grün funkelnde Lämpchen und ein paar bunte Kugeln. Dass der Baum schief stand und sich nach links neigte, hatte niemand korrigiert. Desinteressierte, unaufmerksam wetzende, flüsternde und raschelnde Zuschauer hatten auf den Stühlen Platz genommen, die in mehreren Reihen vor dem Podium aufgestellt worden waren.

Direkt vor Major Belonoz lauerten die Fratzen. Sie glotzten ihn an. Mit großen Augen, die bei manchen von ihnen beinahe jeden Moment aus den Augenhöhlen zu kullern drohten. Zugleich waren ihre Mienen stumpf, geprägt vom Bemühen, jegliche klar zu interpretierende Haltung zum Geschehen in diesem Raum zu vermeiden. Und doch verrieten sie alles. Ihre Borniertheit, ihre Frustrationen, ihre in vielen Jahren zunächst hoffnungsvoller, später verzweifelter Anpassung und permanent zur Schau gestellter, eifrig geheuchelter Demut angesammelten Aggressionen. Irgendwann mussten diese Gesichter zu Fratzen mutiert sein.

Belonoz fragte sich, wann und weshalb diese Mutation geschah. Und er sinnierte, inwieweit ab einem bestimmten Alter ein Gesicht von der jeweiligen Persönlichkeit geprägt wurde, wie von einem unbarmherzig sadistischen Bildhauer gemeißelt. Nicht bloß die Mühen des Lebens waren den Fratzen abzulesen. Sondern die Lügen und der Selbstbetrug, die die Arbeitswelt den Menschen abverlangte. Die Verleugnung persönlicher Leidenschaften, um tagtäglich brav und erwartbar zu funktionieren. Der verzweifelte Versuch, von feindseligen Konkurrenten nicht besiegt und vernichtet zu werden. Daher die Blicke voller Verachtung, die nach unten verzerrten Mundwinkel oder das zähnefletschende Lächeln. Eine einzige Verkrampfung. Eine Mischung aus Kampfbereitschaft und Resignation.

Major Belonoz waren solche Mienen vertraut. Er nannte sie *Arbeitsgesichter* und kannte sie aus den Verhören. Menschen setzten sie tagsüber auf, um im beruflichen Dschungel nicht unterzugehen, sich nicht unterkriegen

zu lassen von Feinden, die auf jede Schwäche schielten. Was sie anfangs als Maske des Selbstschutzes trugen, geriet im Laufe der Zeit zur Fratze.

Sobald er solche Gesichter gebrochen hatte, verliefen Verhöre erfolgreich. Belonoz, der Chef der Wiener Mordkommission, wusste darüber Bescheid. Wenn sich endlich der Mensch abzeichnete, erglühete das Licht der Wahrheit. Das Arbeitsgesicht schmolz dahin, als wäre es aus Wachs. Der Mund fing an, von Grausamkeit und Tod zu berichten. Und, wenn gleich widerwillig, von irreparabler Schuld.

Der Innenminister murmelte Unverständliches. Edi Steffek nickte Belonoz aus dem Publikum mehrmals aufmunternd zu.

Breitbeinig stand Belonoz vor dem Mikrofon und schwieg. Statt zu reden musterte er ruhig die gaffenden Zuschauer. Kurz fuhr er sich durch die fettig glänzenden Haare. Sein weißes, offenes Hemd war zerknittert, ein Kragen hing über das Revers des Sakkos hinaus. Der schwarze Anzug spannte in der Bauchregion. Steffeks Zeichen entgingen ihm nicht. Er setzte ein verlogenes freundliches Lächeln auf und beugte sich vor.

»Besser als mein hochgeschätzter Minister kann ich es selbst nicht formulieren«, sagte er und tremolierte dabei leicht, als rührten ihn seine eigenen Worte. Es fiel ihm auf, dass er sich entweder zu nahe am Mikrofon befand oder zu laut hineinsprach. Seine Stimme dröhnte aus den Lautsprechern. Die Zuschauer blickten einander an, manche schüttelten erstaunt die Köpfe. Belonoz grinste plötzlich ganz breit. Mehrmals blitzte es. Der vom Ministerium bestellte Fotograf ließ sich diesen Moment nicht entgehen.

Wer mit Belonoz vertraut war, kannte dieses Grinsen. Nicht Höflichkeit oder Freude drückte es aus. Sondern tiefste Verachtung für das jeweilige Gegenüber. Er hielt die Urkunde exakt so weit hoch, dass sie das Gesicht des neben ihm stehenden Ministers verdeckte. Sofort ließ der Fotograf es wieder mehrfach blitzen. Als er die Kamera vom Gesicht nahm, lächelte er heiter.

Der Major trat vom Podium und setzte sich auf seinen Platz in der ersten Reihe neben Edi Steffek. Er grinste weiterhin. Mittlerweile jedoch mit zusammengekniffenen Lippen. Er warf erneut einen Blick auf die Urkunde, dann faltete er sie zusammen wie einen beliebigen Zettel und stopfte sie in die linke Außentasche seines Sakkos.

»Kein Wort zu viel«, sagte Steffek und sah seinen Chef an, der jedoch keine Reaktion zeigte.

Links neben dem Podium befand sich die kleine Abordnung der Polizeimusik. Ein betont ernst auftretender Mann gab mit der Hand ein Zeichen. Die Musiker nahmen die Instrumente und spielten ein in die Länge gezogenes Arrangement von *My Way*.

Belonoz, dessen Miene mittlerweile vollkommen eingefroren war, deutete kurz mit dem Daumen nach oben. »Genial. Begräbnismusik. Warum sehen die so versoffen aus?«

»Wen genau meinst du?«, fragte Steffek.

Belonoz nickte anerkennend. »Bravo, Edi, die Auswahl hier im Saal ist groß ... Ich meine die Trachtenkapelle da vorne. Aufgedunsene, gerötete Gesichter, blutunterlaufene Augen und Tränensäcke. Großteils übergewichtige Typen in schlecht sitzenden Uniformen. Ist das irgendein Insider-gag, den ich nicht kapiere?«

Steffek zuckte die Schultern. »Keine Ahnung, ich weiß nicht, ob die sonst auch ...«

»Macht nichts. Komm, verschwinden wir endlich.«

»Es gibt noch ein Buffet und die ...«

»Edi, du großer Gourmet, kennst du die Cateringfirma und ihren Fraß?«

Steffek schüttelte beschwichtigend seinen Kopf. »Okay, es muss natürlich nicht sein, aber ...«

»Bleib von mir aus hier. Aber nimm später einen Magenbitter. Sonst geht's dir wie dem Wolf mit den Steinen im Bauch.«

Steffeks Stirn legte sich in Falten, er dachte ein paar Sekunden nach. »Was für ein Wolf? Wen meinst du jetzt wieder?«

»*Rotkäppchen*. Du hast zwei Kinder, du kennst das sicher. Ein schönes Märchen.«

»Na gut ... dann halt nicht«, sagte Steffek hörbar enttäuscht.

»Gute Entscheidung.«

Belonoz stand auf, Steffek tat es ihm gleich. Sie fielen nicht auf, auch die meisten anderen Gäste hatten sich inzwischen erhoben und strömten zu den Tischen an der Längsseite des Raums, wo das Buffet wartete. Die Preisverleihung für die *Polizisten des Jahres* war damit vorbei.

Belonoz marschierte forsch voran. Dadurch entging er Annäherungs-

versuchen aufdringlicher Gratulanten. Mit Steffek im Schlepptau erreichte er binnen Sekunden den Saalausgang und strebte dem Lift zu. Sie hatten Glück, dass andere sich noch am Buffet laben oder sich Opfer für Kontaktabnungen suchen wollten. Deshalb waren sie allein und konnten ohne Zwischenstopps zur Tiefgarage fahren.

»Du wirst hier niemandem abgehen, oder?«, fragte Steffek.

»Der Minister wird ein bisschen traurig sein, weil er nicht mit mir plaudern kann«, sagte Belonoz mit gespielter Mitleid. »Aber beim Buffet steht genügend Fusel. Das wird ihn trösten.«

»Kennst du eigentlich den Typ, der dauernd um ihn herumscharwenzelt ist?«

»Der beste Speichellecker, den das Ministerbüro derzeit zu bieten hat.«

Steffek verstummte, bis sie den schwarzen Alfa erreicht hatten. Belonoz warf ihm die Schlüssel zu, plötzlich lachte er ehrlich und befreit. »Jetzt fahren wir irgendwohin essen. Aber etwas wirklich Gutes.«

»Was schwebt dir vor?«

»*Schober* in der Piaristengasse. Mein letzter Tafelspitz ist Monate her. Wie ist das bei dir?«

Steffek startete den Wagen und befeuchtete unwillkürlich die Lippen mit seiner Zunge. »Durchaus ähnlich. Klassische Wiener Fleischgerichte verschiebe ich meistens auf die kalte Jahreszeit.«

»Das überrascht mich, Edi. Ich habe gedacht, deine Frau hat dich zum Vegetarier umerzogen.«

»Sie glaubt das auch.«

Langsam bog der Alfa in Richtung Bundeskanzleramt, fuhr gemächlich über die nasse Straße bis zum Burgtheater und hielt beim Universitätsring. Steffek musste sich gedulden, bis ihm endlich eine Lücke im schwerfällig dahinrollenden Verkehr die Chance zum Einordnen bot. Währenddessen hatte Belonoz an seinem Telefon herumgespielt und danach den im Fahrzeug installierten Polizeicomputer angeworfen.

Steffek wollte gerade den Blinker betätigen, um in den achten Bezirk zu gelangen. Da spürte er die Hand des Majors auf seinem rechten Unterarm. Der Griff war hart.

»Fahr geradeaus und möglichst rasch«, sagte Belonoz streng.

Der Major öffnete das Seitenfenster und befestigte das Blaulicht auf

dem Dach. Von draußen strömte kühler Wind in das Wageninnere. Steffek fröstelte. Der Festsaal war gnadenlos überheizt gewesen.

»Aber wir müssen ...«

»Beim Schottentor links abbiegen, dann die Währinger Straße zur Volksoper und weiter in den achtzehnten Bezirk.«

Die Sirene begann zu heulen. Steffek ahnte nicht, worauf Belonoz hinauswollte. Dennoch gehorchte er. »Willst du nicht mehr zum *Schober*?«

»Natürlich.«

»Was meinst du damit?«, fragte Steffek irritiert, während er sich zugleich bemühte, ein hohes Tempo zu erreichen. Zumindest eines, das dem innerstädtischen Verkehr gerade noch zumutbar war. Aus den Augenwinkeln erspähte er, wie der Major kurz in das Innere seines Sakkos griff. Als wollte Belonoz ertasten, ob die Glocke noch da war. Steffek war diese Geste vertraut. Es ging um etwas Ernstes.

»Schopenhauerstraße«, sagte Belonoz sehr laut, um die Sirene zu über-tönen. Sein Blick war auf die Fahrbahn vor ihnen fixiert. Mit knappem Abstand raste der Alfa an einer Kolonne von Autos vorbei, die sich in der Währinger Straße stauten.

»Was soll in der Schopenhauerstraße sein?«, fragte Steffek.

»Eine Geiselnahme.«

»Wer ist getötet worden?«

»Niemand.«

»Aha. Und?«

»Es gibt Geiseln und einen Geiselnahmer.«

»Wo genau?«

»In einer Arztpraxis.«

Der Belonoz, den es noch vor fünf Minuten gegeben hatte, der im Vergleich zu seinem übrigen Verhalten verblüffend umgängliche Major der Kriminalpolizei, hatte sich in Luft aufgelöst. Als hätte sich ein Loch in der Erde aufgetan und ihn verschluckt.

Steffek sah sich mit dem wortkargen Chef der Mordkommission konfrontiert, dessen Tonfall keinen Widerspruch duldete. Der das Nötigste sagte und dessen kühle blauen Augen die Umgebung intensiv studierten. Es war, als wäre der Mensch Belonoz hinter einer mit Stacheldraht gekrönten Betonmauer in Deckung gegangen.

»Wenn der aber ... also wenn es keinen Toten gibt«, sagte Steffek behutsam, während er die Fahrspur der Straßenbahn benutzte, »dann verstehe ich wirklich nicht ... wieso ausgerechnet *wir* dorthin müssen.«

Belonoz deutete ein Nicken an. »Interessantes Argument.«

*

Unschuldiges, makellostes Weiß kennzeichnete das Gebäude, in dem die Schule für hochbegabte Kinder und Jugendliche untergebracht war. Ein renommierter Grazer Architekt hatte vor sechs Jahren den Wettbewerb für die Wittgenstein-Schule im zweiten Bezirk gewonnen. Der Bau aus rational klaren Kanten und verspielt runden Formen versinnbildlichte jene Intelligenz und Kreativität, die hier ihren Sitz haben sollten.

Ein kleiner Mensch trat kurz vor dreizehn Uhr vor das Tor der Schule, er trug eine dicke, grellrote Daunenjacke und eine schwarze Mütze auf dem Kopf. Der blaue Schal schützte seinen Hals vor der Kälte, an seinem Rücken baumelte ein Rucksack, die Schuhe waren fest und bereit für den Winter. So ausgestattet stand er vor dem Tor. Und wartete. Sein Blick war unstet, die Augen wanderten herum, ihm war offenkundig langweilig, ständig änderte er seine Körperhaltung, als befände er sich auf dem Absprung in ein anderes Leben. Jemand musste kommen, um ihn abzuholen.

Ganz in der Nähe lag der Augarten, für Sport und Freizeit bestens geeignet. Hier gingen jene zur Schule, denen Experten das entsprechend überdurchschnittliche Niveau attestiert hatten. Ein Intelligenztest allein war nicht unbedingt aussagekräftig. Es ging um mehr, auch um künstlerisches Talent und emotionale Qualifikationen. Manche spielten mit Zahlen wie Altersgenossen mit Bauklötzen und befassten sich mit technischen Experimenten, andere vollbrachten Wunder auf der Violine, erfanden neue Welten auf Papier oder am Computer, wieder andere gestalteten Filme oder entwarfen Möbel und Kleidung. In dieser Schule ließ man ihre Entwicklung nicht bloß zu, sondern man förderte sie. Die kleinen Menschen voller Tatendrang sollten nicht behindert werden. Schon gar nicht sollten sie von dumpfen, böswilligen Mitschülern bedrängt werden, die prinzipiell alles mobben und zerstören wollten, was ihnen überdurchschnittlich, außergewöhnlich und sonderbar erschien.

Kalt war es hier draußen vor dem Tor, der Wind blies heftig. Das Kind musterte die Umgebung mit neugieriger Miene. Plötzlich schien es, als erzähle es etwas, rede vor sich hin, ohne einen Gesprächspartner zu haben. Aber es benötigte auch keinen. Es war ganz bei sich.

Zwei Augenpaare richteten sich auf diese kleine Gestalt.

Er hieß Alexander. Wenn er keine Mütze trug, sah man die weichen braunen Haare, die seinen Kopf bedeckten. Glatt und durchscheinend war die helle Haut, einige Adern waren sofort zu sehen. Mit zarten, schlanken Fingern richtete er sich den Schal, den er zuvor allzu unachtsam um den Hals geschlungen hatte. Ein Träumer war er. So vieles dachte er sich aus. Er lebte in Geschichten voller Gestalten, die seiner Phantasie entsprangen. Nie gingen ihm die Ideen aus.

Ein Auto näherte sich und stoppte. Damit begann das Unglück.

Alexander lachte.

3

Unmittelbar nach dem Eintreten hatte der blonde Mann in der leicht verschlissenen Daunenjacke seine Waffe gezogen. Später hatte er die Beleuchtung ausgeschaltet. Als existierte die Außenwelt nicht. Die Jalousien an den Fenstern sperrten das Licht aus. Der Blonde und die Menschen saßen in der künstlichen Dämmerung fest. Es gab Gemälde in wilden Farben. Eine andere, sehr lebendige Welt schimmerte durch diese Bilder. Sie wirkten wie purer Hohn in dieser Situation. Nichts war in Ordnung.

Am Boden kauerten die Geiseln. Anfangs mit erschrocken geweiteten Augen, sehr schnell mit schweren Lidern. Mit zu Boden gesenkten Blicken. Kaum einmal wagten sie, nach oben zu sehen. Man durfte nicht auffallen. Man musste demütig sein, um davonzukommen. Sie waren Geiseln. Das hatten sie nach einer Stunde innerlich akzeptiert. Letzte Gedanken an ein mögliches Aufbäumen waren der Resignation gewichen. Sie hatten den Albtraum als ihre Realität angenommen. Der von kalter Wut erfüllte Mann mit der Waffe hatte ihnen keine Wahl gelassen.

Er bestimmte über ihre Schicksale, er besaß die Macht über ihr Leben oder ihr Sterben. In knappen, drastischen Worten hatte er ihnen das dar-

gelegt. Wie ein Blitz war sein Blick herumgeflickt, ruhelos bohrend und stechend. Da war kein Mensch, da waren nur Krise und Extremfall. Jemand hatte Angst und ängstigte sich vor den Verängstigten.

Vor etwas mehr als einer Stunde war er aufgetaucht. Fast alles an ihm war blau, die fleckige Daunenjacke ebenso wie der billige Schal, ebenso die verbeulten Jeans. Nur die Sportschuhe mussten einmal weiß gewesen sein. Vor langer Zeit, bevor sie die Spuren von Regen und Schmutz angenommen hatten. Schwarz und matt glänzend war seine Waffe, wie die meisten neueren Pistolen. So saß und stand er vor ihnen, in permanenter Bewegung. Niemals wandte er ihnen seinen Rücken zu, beobachtete sie unablässig. Die Geiseln verharrten, als hätte man sie in Beton gegossen, er zuckte nervös und veränderte ständig seine Position und seine Körperhaltung. Dabei zielte er in jeder Hundertstelsekunde mit seiner Pistole auf einen der zusammengekauerten Menschen. Abwechselnd, als ob jeder von ihnen in den Genuss eines Schusses kommen konnte. Sein Haar war verklebt. Wie bei einem, der keine Zeit mehr verschwenden wollte. Dem es nur noch am Herzen lag, das ultimative Ziel zu erreichen.

»Alle auf den Boden, sofort!«, hatte er geschrien, unmittelbar nach dem Betreten der Arztpraxis, bereits mit gezückter Waffe, den Finger am Abzug.

Es galt, möglichst laut zu sein. Alle und alles andere zu übertönen. Um den gewünschten Schock zu erzeugen. Also hatte er sich angestrengt und zuvor tief eingeatmet.

Gellend war seine Stimme gewesen. An der Grenze zum Brüllen, gequält von innerem Aufruhr und stechender Sorge. So scharf und eindeutig, dass von Anfang an jeder Widerstand, jede zweifelnde Frage sinnlos erschienen waren. Etwaige Gegenwehr hatte keine Chance erhalten. In einer Oase aus bunten Gemälden und bequemen Sitzgelegenheiten war niemand gefasst genug gewesen, um dem Einbruch des Unerbittlichen und Gnadenlosen standzuhalten. Das fremde Böse hatte sich Zutritt verschafft. Genau das, was hier bewältigt werden sollte. Als sollte bewiesen werden, dass dem Schicksal nicht zu entkommen war. Aber in keiner Therapie war das Schicksal vorgesehen.

Draußen lag ein wenig Schnee auf den Dächern. Nicht mehr so viel wie am frühen Morgen, gegen sieben Uhr, als er den ersten Blick auf die Umgebung geworfen und seine Nervosität gefühlt hatte. Nur um sich sofort wie-

der zu beruhigen. Er hatte doch nichts zu befürchten. Die Sache, die ihm bevorstand, war präzise und logisch durchdacht. Man musste sich lediglich danach richten. Dann würde alles gutgehen. Vielleicht nicht alles, und nicht für alle. Doch das Ziel würde erreicht werden. Bis zum geplanten Höhepunkt musste er bloß diese Menschen unter Kontrolle halten. Danach war alles möglich.

Der Mann in der abgewetzten Daunenjacke lächelte ungehemmt. Damals, vor einigen Jahren, als er zur Schule gegangen war, hatten ihn die Lehrer damit geplagt, sich dieses permanente, intensive Lächeln abzugewöhnen. Sie fühlten sich davon irritiert. Letztlich hatte er die Schule verlassen müssen. Ja, er war ein Opfer gewesen.

Opfer. Er verabscheute dieses Wort, weil es sein Schicksal zu definieren schien. Zugleich liebte er es. Es verlieh ihm zumindest irgendeine Art von Bedeutung, irgendeine Rolle, die ihm im Getriebe der Welt zukam. Ingeheim hatte er sich damals geschworen, niemals wieder von seinen Mitmenschen besiegt zu werden. Was mit ein Grund war, dass er nun besonders intensive Zufriedenheit empfand.

Zufällig streifte sein Blick eine der Geiseln und richtete sich auf deren Gesicht. Aber nur kurz. Es sollte nicht auffallen. Plötzlich dachte er an etwas. Es musste noch überprüft werden, ob sein Gefühl ihn trog. Zum Glück blieb ihm noch etwas Zeit. Es war die andere Seite, die unter Zugzwang kommen würde. Er konnte davon profitieren.

Nun war er der Herr über andere Schicksale. Davon hatte er oft geträumt und sich in eine Position des Rächers und Richters hineinphantasiert. Sich geschworen, keine Gnade walten zu lassen. Wie man mit ihm verfahren war, sollten andere am eigenen Leib erfahren. In diesem Moment fühlte er sich so sicher wie nie zuvor in seinem gesamten Leben. Weil er nicht wieder von der Mutter verstoßen wurde, sondern sein eigenes Zuhause endlich gefunden hatte. Die lange Reise war vorbei. Er war angekommen.

Die Sache mit dem Gesicht der einen Geisel musste geklärt werden. Solange Zeit blieb, um abzurechnen. Perfekt sollte die Täuschung ausfallen. Der Plan verlangte das.

*

Nie hatte man ihn laufen oder rasch gehen gesehen. Immer nur schreiten, bedeutungsvoll, seiner Aufgabe bewusst, würdig. Jetzt aber stürmte der Minister plötzlich die Stiegen hinauf. Dabei wirkte er überraschend elastisch, beinahe schon sportlich. Die schwerfällige Bewegungsweise, die er sonst an den Tag legte, schien er für wenige Momente abgelegt zu haben.

Sonst genoss es der Innenminister, erkannt zu werden. Er liebte es, Hände zu schütteln, die ihm gierig entgegengestreckt wurden. Dabei wurde er ausnahmslos höflich, manchmal auch begeistert angelächelt. Als schenkte er den Menschen irgendetwas, das diese sonst nicht und von keinem anderen bekämen.

In solchen Momenten begriff der Innenminister seine Existenz als reinstes Glück. Da wusste er, warum das Schicksal ihn aus seiner früheren Durchschnittlichkeit in lichte Höhen emporgetragen hatte. Weil seine Begabung anerkannt worden war. Die Menschen verstanden, welches Geschenk seine Existenz für den Lauf der Geschichte darstellte. So schien es ihm, und daran zweifelte er keine Sekunde lang.

Albert Niedermoser war ein Mann mit überschaubaren Talenten. Er selbst hatte dies immer schon vermutet, später gewusst und sich irgendwann damit abgefunden. Bis er, zur Überraschung vieler Beobachter, als Innenminister inthronisiert worden war. Zuvor hatte er nicht einmal als Geheimtipp gegolten, bloß als unauffälliger, stets verlässlicher Hinterbänkler im Parlament. Brav hatte er befolgt, was ihm die Partei aufgetragen hatte, und in gehorsamer Pflichterfüllung seine Lebensaufgabe erblickt. Erst als er Minister geworden war, hatte er seine eigene Bedeutung begriffen. Fortan war er davon überzeugt gewesen, aus der Masse der Menschen hervorstechen und eine spezielle Rolle zu spielen.

Das Büro des Ministers wies den prächtigen Schmuck des Barockpalais in der Herrengasse auf, in dem es untergebracht war. Hohe Räume gab es und üppig verzierte Decken, von denen historische Luster baumelten. Man spazierte über sorgfältig gepflegte Parkettböden und durch überdimensionale Doppelflügeltüren und war umgeben von kostbaren Tapeten, die Stauballergiker zur Verzweiflung gebracht hätten. Es war eine Behausung, die Aristokraten angemessen war.

Deshalb musste der Prunk konterkariert werden, sonst hätte es der Minister nicht länger darin ausgehalten. Die Dekoration war vom Staat

bereitgestellt worden. Niedermoser hatte sich für einen Beamtschreibtisch aus der Massenproduktion und einen Urwald einfallsloser Büropflanzen entschieden. Er stammte aus dem tiefsten Niederösterreich, liebte die ländliche Eindeutigkeit und verabscheute den imperialen Glanz. Darin fühlte er sich unwohl, klein, unbedeutend und minderwertig. Und vollkommen verloren.

Mit permanenter Freundlichkeit nach allen Seiten, unerschöpflicher Nachgiebigkeit und Untertänigkeit war er in der Partei nach oben gespült worden. Oft hatte Niedermoser die Zähne zusammengebissen und dies wie ein Lächeln erscheinen lassen. So war es ihm gelungen, aus der vorgezeichneten Laufbahn als Gymnasiallehrer auszubrechen und zum Politiker zu mutieren.

Zufrieden und glücklich hätte er sein können. Stattdessen hasste er Menschen, die nicht Bescheidenheit vorgaukelten, sondern ihre Stärken ungehemmt zur Schau stellten. Es war ihm zuwider, wenn sich andere gestatteten, was er sich jahrelang mühsam versagt hatte.

Der Minister ließ sich in den üppig gepolsterten Lederstuhl hinter dem Schreibtisch plumpsen. Diesen Stuhl hatte er sich als einziges luxuriöses Element gegönnt. Viele Jahre hatte er sitzend verbracht und dabei gelernt, bei Sitzmöbeln auf Qualität zu achten, ungeachtet des Preises. Zugleich hatte er, der sich gerne möglichst unkompliziert und egalitär gab, die Regeln des Bürodaseins begriffen. Durch das richtige Sitzmöbel konnte man subtil signalisieren, höherrangig zu sein. Wie in allen Bürokratie ging es darum, gleichzeitig feige verschämt und schamlos unverblümt zu sein.

Empört atmete Minister Niedermoser aus. So deutlich, dass es für viele Menschen hörbar gewesen wäre. In diesem Moment war nur der Kabinettschef anwesend, ein mittelgroßer, dunkelblonder Mann namens Burkart in einem sehr konservativ geschnittenen grauen Anzug.

Doch lange eingeübte Rituale ließen sich nicht so ohne weiteres abstellen. Wenn er Emotionen äußerte, waren das Signale an andere. Alles war auf die Außenwirkung hin kalkuliert. Nichts war natürlich. So wie das Verhalten anderer von ihm ebenfalls als Signal empfunden und interpretiert wurde. Der Innenminister war kein gelassener Mann. Er war ständig auf der Hut, voller Angst, mit Unerwartetem konfrontiert zu werden.

Nichts konnte ihn so sehr verunsichern wie Menschen, die das verklausurierte Zeichensystem der Funktionäre nicht beherrschten und einfach ihren Emotionen folgten. Niedermoser konnte solche Signale nicht deuten und fühlte sich wie ein Reh, das sich im Straßenverkehr verirrt hatte.

»Jetzt ist er völlig ausgeflippt«, sagte Niedermoser und schüttelte wütend den Kopf. »Wir haben ihn nicht mehr unter Kontrolle.«

Wieder ein Signal. Diesmal Wut. Und erneut eine Täuschung. Was der Minister tatsächlich empfand, war ein schmerzliches Gefühl der Unterlegenheit.

Belonoz hatte es erzeugt. Weil er sich nicht exakt so verhalten hatte, wie es dem Minister von zahlreichen Ehrungen und Preisverleihungen her vertraut war. Belonoz war, zumindest scheinbar, ein freier Mensch. Während Niedermoser, trotz seiner penetranten Leutseligkeit, im Korsett routinierter Höflichkeitsrituale gefangen war. Belonoz hatte demonstriert, wie frei er war. Der Innenministerin verabscheute Freiheit. Sie war ihm zu unberechenbar, zu gefährlich. Mit höflich grinsenden Speichelleckern konnte er umgehen. Deren Motivationen waren für ihn nachvollziehbar, dieses Verhalten kannte er von sich selbst.

»Mit Belonoz müssen wir verfahren, wie wir es im Frühjahr geplant haben«, fuhr Niedermoser fort. »Bevor er sich durch die Aufklärung der Mordserie einen Vorteil verschafft hat. Aber jetzt ist er fällig.«

»Finde ich auch«, sagte der Kabinettschef Burkart und strich sich die Haarsträhne zurück, die ihm in die Stirn gefallen war.

Betont grimmig war seine Miene, mit schmalen Lippen, heruntergezogenen Mundwinkeln und zusammengezogenen Augenbrauen. Auch Burkart war ein Parteifunktionär wie sein Chef, auch er kannte das übliche Spiel mimischer Signale in politischen Kreisen und verhielt sich danach. Er dachte, fühlte und handelte durchaus ähnlich. Nur war er um Lichtjahre ehrgeiziger und aggressiver als Niedermoser. Vor allem jedoch geschmeidiger und hinterhältiger.

»Es war eine Frechheit, wie er die Urkunde direkt vor mein Gesicht gehalten hat, als man uns fotografiert hat«, sagte der Minister, die Miene war wutverzerrt, er sah plötzlich sehr hässlich aus. »Und wie er hier aufgekreuzt ist, ganz schmutzdelig, als hätte er in dem Anzug geschlafen, und die fettigen Haare ... Das wird Konsequenzen haben. So etwas lasse ich nicht

mit mir machen. Ich bin der österreichische Innenminister, und der ist nur irgendein Wiener Kriminalbeamter. Einer unter vielen anderen.«

Burkart nickte. »Damals haben wir alles besprochen. Die rasche Aufklärung der Mordserie ist dazwischengekommen. Aber jetzt sind die Leute völlig mit Weihnachten beschäftigt, da haben sie Besseres zu tun, als sich um einen Major Belonoz zu scheren.«

»Höchste Zeit, dass wir etwas unternehmen. Wir brauchen Weihnachtsfrieden. Ein Unruhestifter wie Belonoz stört da nur. Er gehört weg.«

»Richtig.«

»Bis Ende des Jahres wird Belonoz seine Position verlieren. Entweder wird er auf einen anderen Posten versetzt, wo er nichts mehr anstellen kann. Oder er verlässt uns ganz. Das wäre natürlich die optimale Lösung.«

»Kein Problem.«

»Wirklich?«, fragte der Minister zaghaft.

Gerade noch hatte Niedermoser den entschlossenen Macher gegeben. Plötzlich war er wieder in die alte Rolle des zaudernden, mutlosen Parteifunktionärs gekippt. Der die Beratung und den Zuspruch anderer benötigte.

Burkart erfasste die Situation und lächelte demonstrativ breit. »Kein Problem. Ich habe eine Idee, die funktionieren wird.«

»Bis zum 31. Dezember?«

»Belonoz wird verschwinden. Ein Mann der Vergangenheit. Verdienstvoll, aber ein Relikt aus einer anderen Zeit. Unkommunikativ, stur und völlig unkontrollierbar. Genügend Leute warten nur, dass er sich schleicht. Weil sie Rechnungen mit ihm offen haben. Das sind Menschen hier im Haus, aber auch innerhalb der Polizei und bei den Medien. Die werden nicht lange nachforschen, ob der Abgang von Belonoz freiwillig oder unfreiwillig erfolgt ist.«

»Schön, das hört sich sehr gut an«, sagte Niedermoser und lehnte sich zurück. Sein Gesichtsausdruck blieb jedoch krampfhaft unentspannt. »Wir besprechen das morgen Nachmittag. Bis Montag treffe ich die Entscheidung. Damit uns nicht irgendwelche illoyalen Bürokraten ins Handwerk pfuschen. Während die in ihren Wochenendhäusern am Land sitzen, machen wir Nägel mit Köpfen ... Jetzt interessiert mich noch ... Sie haben vor der Feier angedeutet, dass dieser ... dieser ...«

»Sie meinen den Bericht auf M5?«

»Genau. Was haben die gemeldet? Und was soll dieses komische *Silvestermassaker* sein?«

»Es geht um eine Regierungsumbildung. Die soll angeblich rund um den Jahreswechsel durchgezogen werden. Laut irgendwelchen gut informierten Quellen.«

»Ein blödes Gerücht. Wahrscheinlich hat da jemand zu viel gesoffen oder schlechte Kräuter geraucht, wie alle diese Schreiberlinge. Wer hat das verzapft?«

»Luis Erdmann.«

Niedermoser kniff seine Lippen zusammen und zog die Mundwinkel nach oben. »Typisch für diesen Mächtegernaufdecker. Eine Tiroler Schnapsdrossel, wie sie im Buche steht. Dass der jetzt bei M5 arbeitet ... unfassbar. Ein übler Revolvensender, ganz billig und niveaulos. Andererseits wollen die neue Zuschauerschichten ansprechen, wird gemunkelt. Also holen sie sich einen alten Aufdeckerhasen wie Lu Erdmann. Nur stammen seine Methoden aus der Antike. Zu Beginn seiner Karriere hat er seine Texte sicher noch in Steintafeln gemeißelt.«

Der Minister lachte überheblich auf. Er schaffte es mit einem Mal wieder, sich selbstsicher und souverän zu geben.

Burkart wirkte ernster. »Allerdings ist Lu Erdmann gelegentlich ganz gut informiert.«

»Jaja, kann schon sein. Nur in letzter Zeit spinnt er. Wenn es eine Regierungsumbildung gäbe, hätte ich davon gehört. Also verbreitet Erdmann einmal mehr puren Unsinn. Damit muss man sich nicht weiter beschäftigen. Oder hat er behauptet, dass ich abgelöst werde?«

»Davon war nicht die Rede«, sagte Burkart knapp.

»Na eben. Wobei uns das auch durchaus nützlich sein könnte. Was immer mit Belonoz geschieht, die Leute werden sich nicht darum kümmern. Alle werden auf eine angebliche Regierungsumbildung warten.«

Der Kabinettschef nickte und lächelte formvollendet. Drei Minuten später schritt Burkart den Korridor entlang zu seinem Büro und war erleichtert. Die Sache mit Belonoz, dem ewigen Störenfried, steuerte auf das ersehnte Ziel zu. Er musste schmunzeln bei dem Gedanken, wie der Chef auf den M5-Bericht reagiert hatte. Nämlich so nervös, wie das von ihm

zu erwarten gewesen war. Die vorgegaukelte Selbstsicherheit war leicht zu durchschauen gewesen. Allerdings hatte Burkart nicht die ganze Wahrheit verraten. Im vertraulichen Gespräch mit Lu Erdmann war auch der Innenminister erwähnt worden. Ziel des Bundeskanzlers war es, den bisherigen Regierungskurs zu korrigieren. Ungeschickte, unentschlossene und überforderte Minister sollten entfernt werden. Quasi über Nacht. Handstreichartig. Jetzt, solange der Schaden noch ohne allzu große Verluste begrenzt werden konnte. Mögliche Nachfolger standen bereits fest und scharrtten in den Startlöchern. Einer von ihnen hatte Lu Erdmann den Wink gegeben. So war das *Silvestermassaker* in die Welt geraten. Es ist also hoch an der Zeit, dachte der Kabinettschef und schmiss sich in den Bürostuhl, Alternativen für mich zu finden.

Er empfand nicht die geringste Lust, sich mit Jahresbeginn als arbeitslos betrachten zu müssen. Was er war, wollte er bleiben. Offiziell engster Vertrauter des Ministers, halboffiziell einflussreichster Mitarbeiter des Innenministeriums. Und de facto, also inoffiziell, eigentlicher Innenminister. Auch wenn das bloß Eingeweihte wussten und immerhin ein paar hundert Leute vermuteten.

Burkart erledigte die tägliche Arbeit. Er sorgte dafür, dass dieses Ministerium funktionierte, wie es den politischen Erwägungen entsprach. Mit dem Apparat und dessen Aufgaben hatte er sich intensiv befasst. Die internen Regeln hatte er begriffen und wusste, wie man sie manipulieren konnte. In zäher Arbeit hatte er die Ängstlichen, Rückgratlosen und Willfähigen unter den Beamten identifiziert und sie zu seinen Verbündeten gemacht. So standen sie ihm zu Diensten, in der Hoffnung, dafür irgendwann belohnt zu werden. Was nicht zum Plan des Kabinettschefs zählte. Nützliche Idioten konnten eine Zeitlang gute Dienste leisten. Doch letztlich mussten sie beseitigt werden. Man benötigte loyale, aber fähige Leute. Verräterischen Schwächlingen, die ihre Fahne nach dem Wind richteten, durfte man nicht vertrauen. Niemals.

Der Kabinettschef trat ans Fenster und blickte hinaus. Draußen in der Herrengasse flanierten Fußgänger in Winterkleidung. Wie ahnungslos ihr alle seid, dachte er, ihr wisst und kapiert überhaupt nichts.

Gelegentlich überkam ihn große Wut. Weil all jene, die in Burkarts Augen nichts weiter als dumme Proleten waren, dennoch wählen durften.

Letztlich bestimmten sie damit über das Schicksal wichtiger Menschen, darunter auch sein eigenes. Zumindest alle paar Jahre. Dies empfand Burkart als unfair. Und wünschte sich einen Staat, in dem diese Menschen von den politisch Verantwortlichen in die richtige Richtung gelenkt würden. Wo sie nicht mehr unkontrolliert und anonym in Wahlzellen ihr Mitbestimmungsrecht ausüben konnten.

Angesichts der komplexen Probleme schien es Burkart verantwortungslos, dem primitiven Pöbel diesen Spielraum zu gestatten. Nein, man musste den Pöbel erstens leiten, zweitens kontrollieren und drittens bestrafen, wenn er Irrtümer oder Fehler beging. Genau das war Demokratie im eigentlichen Sinne. Wie im antiken Griechenland. Wo die Bürger das Schicksal ihrer Städte bestimmten, doch niemand auf die Sklaven gehört oder deren unmaßgebliche Meinung eingeholt hat.

Genervt schüttelte Burkart den Kopf. Bis zu diesem Idealzustand würde es noch dauern. Inzwischen musste man die Proleten dazu bringen, möglichst viel von sich preiszugeben, um sie besser leiten zu können. Überwachung bildete die erste Stufe zur vollständigen Kontrolle. Und die Proleten, so seltsam es war, ließen sich überwachen. Man musste ihnen bloß weismachen, dass dies ihrer eigenen Sicherheit diene.

Gewiss hatte Belonoz zu verschwinden. Je schneller, desto besser. Für diesen respektlosen Einzelgänger gab es keinen Platz. Er irritierte das gesamte System, das in Österreich während langer Jahre mühsam aufgebaut worden war. Allerdings durfte das nicht abrupt geschehen. Sondern so, dass Niedermoser möglichst lange damit beschäftigt war. Was ihn ablenken würde. Burkart kannte den Minister und dessen absurde, leicht zu beleidigende Eitelkeit. Inzwischen würde er versuchen, sich selbst als unersetzlich darzustellen. Um im Amt zu bleiben und weiterhin die Geschicke dieses Hauses bestimmen zu können. Darauf kam es Burkart letzten Endes an. Dass er seinen Posten behielt.

Der Kabinettschef sperrte eine Schublade auf und holte sein privates Handy hervor. Es dauerte nicht lange, bis sich der Angerufene meldete.

»Hallo, Lu, danke dir für die Informationen«, sagte Burkart. »Du kannst dir Zeit lassen. Je später Niedermoser davon erfährt, desto besser für alle, nicht wahr ... Sonst könnte er noch versuchen, um das Amt zu kämpfen. Was niemand will oder braucht, wie mir aus Parteikreisen zugetragen

wird. Danke, dass du mich rechtzeitig informiert hast. Von mir kriegst du natürlich Auskünfte wie bisher ... Übrigens, das wird dich interessieren, jemand steht auf der Abschlusliste, das wird nicht lange dauern, spätestens bis Mitte Dezember. Vielleicht kennst du ihn ... Du warst doch früher eh bei der Chronik. Nicht wahr? Na dann ... Belonoz wird gehen müssen, der ist reif wie ein Apfel im Herbst ... Genau, Fallobst ... das ist wirklich witzig, Lu ...«

✱

Quer geparkt standen vier Funkstreifenwagen mit aktiviertem Blaulicht. Uniformierte Beamte riegelten den Bereich vor dem dreistöckigen Altbau ab. Sie wimmelten überraschte Passanten, renitente Radler und empörte Autofahrer ab, die sich über die ihnen aufgezwungenen Umwege mokierten. Ein schwerwiegender Wasserrohrbruch sei der Grund, hieß es lapidar, deswegen müsse die Umgebung gesichert werden.

»Knapp sechs Minuten von der Ringstraße bis hierher«, sagte Belonoz, als er aus dem Alfa stieg und die Tür zur Rückbank öffnete. »Fahren kannst du, Edi. Das muss ich dir lassen.«

Steffek verdrängte die Frage, inwieweit die Bemerkung des Majors als Kompliment aufzufassen war. »Ich sehe die WEGA gar nicht«, sagte er.

Die Sondertruppe der Wiener Polizei glänzte durch Abwesenheit, was Steffek in Erstaunen versetzte.

»Stimmt«, erwiderte Belonoz, hüllte sich in den schwarzen Mantel und wickelte sich den ebenso schwarzen Schal um den Hals. »Die müssen erst anrücken. Wir haben einen Vorsprung. Und bis die Cobra da ist, vergeht sicher noch eine halbe Stunde.«

Steffek nickte. An die Cobra, die auf Geiselnahmen und Antiterror-Einsätze spezialisierte Einheit, hatte er noch gar nicht gedacht.

Zeit für weitere Gedanken blieb ihm nicht. Er sah, wie Belonoz auf einen Beamten in Uniform zu sprintete. Eine Sekunde lang gewann Steffek den Eindruck, die beiden würden einander im nächsten Moment umarmen. Letztlich wurde es eine immerhin überraschend herzliche Begrüßung. Respektvoll hielt Steffek Abstand. Doch Belonoz winkte Steffek herbei. Gleich darauf glaubte Steffek seinen Augen nicht zu trauen. Das

Gesicht des Majors war vollständig verwandelt. Entspannt, beinahe weich waren dessen Züge geworden.

»Edi, das ist Hanno Kovarik«, sagte er und drehte den Uniformierten in Steffeks Richtung. »Ein alter Kollege, einer aus meiner Vergangenheit ... Wir kennen uns von früher ... lange her ...«

Belonoz sah Kovarik an, beinahe stolz wirkte er dabei.

Höflich ergriff Steffek Kovariks Hand, ohne den Gesamtzusammenhang zu verstehen. Kovarik wirkte älter als Belonoz, irgendwie abgenutzt, zugleich aber ungleich freundlicher, fast schon milde. Er hatte kurzgeschorenes, weißes Haar, soweit die Polizeikappe dies ahnen ließ, und seine Figur war so rundlich wie sein Gesicht.

»Mir haben Sie das alles zu verdanken«, sagte Kovarik zu Steffek mit einer vertrauenerweckenden Bassstimme. »Ich habe mir gedacht, warum zum Schmiedl, wenn ich gleich den Schmied ... Oder war's ein Fehler ...?« Er sah Belonoz an.

»Schon richtig, Hanno«, sagte der Major, dessen Lippen von einem ungewöhnlich warmen Lächeln umspielt wurden, aber bloß für wenige Sekunden. »Weißt du, Edi, Hanno hat mich kontaktiert, weil es hier etwas zu tun gibt. Deshalb sind wir so früh hier.«

»Genau«, bestätigte Kovarik und wandte sich an Belonoz. »Dein Talent wird hier verlangt.«

Oft hatte sich Steffek gefragt, wie Belonoz' Vergangenheit ausgesehen und mit welchen Menschen der Major damals zu tun gehabt hatte. Nun hatte sich der bisher blickdichte Vorhang leicht gehoben, und in Steffek wuchs die Neugier. Er wollte erfahren, wie sich ein jüngerer Belonoz verhalten hatte. Jener Belonoz, von dem in verstohlenen Kantinengesprächen gemunkelt wurde. Der Belonoz vor der Krise, vor dem Abstieg, vor dem Neuanfang.

Die Chance verschwand so rasch, wie sie sich ergeben hatte. Süß war die Illusion gewesen, die Nöte der augenblicklichen Situation vergessen zu können.

»Er will also mich?«, fragte Belonoz und sah seinen alten Kollegen an.

Kovarik nickte. »Möglichst sofort.«

»Hat er das ausdrücklich gefordert?«

»Zwölf Minuten bleiben, bis er eine Geisel erschießen will. Das hat er

angedroht, wenn du nicht kommst. Und für den Fall, dass eine Erstürmung vorbereitet wird.«

»Du glaubst ihm das? Und wenn ich keine Zeit hätte, wenn ich im Ausland wäre oder mit Verspätung eintreffen würde?«

»Gute Frage. Hier ist alles erstaunlich gut organisiert. Sowas habe ich in sechsunddreißig Jahren nicht erlebt. Jemand schlägt genau dann zu, wenn die Polizeispitzen und die besten Polizisten bei einem Empfang im Ministerium sitzen.«

Der Major zog die Augenbrauen hoch, abgesehen davon strahlte er wieder die vertraute Kühle aus. »Das passt alles gut zusammen.«

Belonoz holte rasch seine Pistole hervor und drückte sie Steffek in die Hand. »Bis ich wieder zurück bin.«

Noch Monate später würde sich Steffek den Kopf zerbrechen, ob er da nicht hätte einschreiten und Belonoz zurückhalten sollen. In jenem Moment allerdings hatte er keine andere Möglichkeit gesehen. Sondern sich nur über Belonoz gewundert. »Du gehst da jetzt nicht rein, oder?«

»Wer sonst, Edi? Oder hast du zufällig gerade eine bessere Idee, wie wir das Leben der Geiseln retten sollen?«

Steffek zögerte. »Nein, aber ... irgendwie ist das ...«

»Irgendwie sollte alles anders und die Welt ein Platz voller Liebe und Harmonie sein. Ist sie aber nicht, und deshalb gehe ich zu dem Typen hin auf.«

»Über die Lage in der Arztpraxis sind wir überhaupt nicht informiert.«

»Es geht um den ersten Kontakt mit dem Mann, sonst nichts. Wir müssen Zeit gewinnen, falls das ein Irrer ist, der wirklich jemanden abknallen will.«

Fast unmerklich schüttelte Steffek den Kopf, er war und blieb skeptisch. »Chef, du weißt doch kaum etwas über diese Sache.«

»Hanno, seit wann ist die Sache am Laufen?«

Kovariks Stirn warf Falten. »Vor rund zwanzig Minuten hat er das Polizeikommissariat Währing angerufen, von einem Telefon aus der Ordination. Er hat gesagt, dass er Geiseln hat, und hat verlangt, innerhalb von fünf Minuten die Handynummer eines Beamten vor Ort zu bekommen. Bereits da hat er mit einer Erschießung gedroht. Er hat meine Telefonnummer bekommen.«

»Und er hat dich angerufen?«

»Vor rund zehn Minuten. Er hat die Bedingungen genannt und am Schluss gesagt, dass er nur angerufen werden möchte, wenn du hier eingetroffen bist.«

»Wie ist das Gespräch konkret verlaufen?«

»Das war kein Gespräch. Er hat seine Ansage gemacht und sofort aufgelegt.«

»Was hast du aus dem Telefonat über den Mann erfahren?«

»Er spricht normales Deutsch mit Wiener Akzent. Von der Stimme her schätze ich ihn auf Mitte zwanzig bis höchstens Ende dreißig. Er hat sehr kontrolliert geredet, war überhaupt nicht nervös oder verwirrt. Mein Eindruck war, dass er genau gewusst hat, was er sagen möchte und was nicht.«

Belonoz' Lippen wurden schmal. »Das passt ins Bild ... War jemand von euch oben, um nachzuschauen ...?«

»Niemand, das haben wir vermieden. Er hat ja gedroht, wenn sich jemand nähert, wird er ...«

»Was ist mit den anderen Hausbewohnern?«

»Da sind nur diverse Büros. Früher war hier ein Universitätsinstitut untergebracht. Ein Kollege hat die Büros telefonisch kontaktiert und alle aufgefordert, das Haus zu verlassen. Wir haben die Legende vom Wasserrohrbruch verwendet. Das hat geklappt.«

»Gut«, sagte Belonoz, dessen intensiver Blick eilig über die gesamte Front des Gebäudes wanderte. »Welches Stockwerk, Hanno?«

»Die Ordination ist im Dachgeschoß.«

»Ruf ihn an.«

Kovarik nickte, holte das Handy aus der Tasche seines Uniformmantels, drückte rasch darauf herum und aktivierte die Freisprecheinrichtung. Unmittelbar nach dem zweiten Läuten hob jemand ab und begann sofort zu sprechen.

Die Stimme klang gepresst, nervös, unmelodiös. »Reden Sie nur weiter, wenn Belonoz da ist.«

»Ja, Belonoz ist hier bei mir«, sagte Kovarik ruhig und mit betonter Deutlichkeit, denn nichts war in solchen Situationen schlimmer als fahrlässige Missverständnisse.

»Ich warte höchstens drei Sekunden. Wenn sich Belonoz nicht meldet, bestrafe ich die Geiseln sofort.«

»Wenn Sie wissen, wer ich bin, erkennen Sie auch meine Stimme«, sagte Belonoz ruhig.

Es verging keine halbe Sekunde. »Sie ziehen sich vor dem Hauseingang aus. Den habe ich via Haussprechanlage gerade geöffnet. Weg mit Mantel, Sakko, Hose, Hemd, Schuhen, Socken. So kommen Sie herauf. Keine Tricks, keine Waffen, kein Pfefferspray, kein Taser, kein Handy, kein Funkgerät. Auch keine Armbanduhr. In neunzig Sekunden läuten Sie an der Tür. Dann treten Sie fünf Meter zurück und warten auf den Stufen, die nach unten führen. Ohne sich zu bewegen. Mit erhobenen Händen, die Beine einen Meter weit auseinander. Wenn Sie nicht kommen oder jemand auftaucht, der sich als Belonoz ausgeben möchte, stirbt eine Geisel zehn Sekunden später. Die Zeit läuft ab jetzt.« Schlagartig war die Leitung tot.

Belonoz sah zuerst Kovarik an, danach Steffek. Eindringlich und rasch. Im nächsten Augenblick rannte er los, riss sich im Laufen den Mantel und den Schal vom Leib, gleich darauf das Schulterhalfter. Vor der Tür schlüpfte er eilig aus allem, was dem Geiselnehmer nicht genehm gewesen war. Für einen Augenblick schien es, Belonoz würde innehalten. Als würde er einfrieren, wie das Standbild eines Films. Dabei dampfte der fleischige Körper von Belonoz regelrecht. Die Kälte ließ den aus seinem Mund strömenden Atem sichtbar werden. Im nächsten Moment stieß der Major die Tür des Hauseingangs auf und verschwand im Gebäudeinneren.

Steffek holte Luft. »Und jetzt?«, fragte er Kovarik unschlüssig. Im Hintergrund hörte man Motorgeräusche eines großen Fahrzeugs. Kovarik sah Steffek an, sein Blick war leer und ausdruckslos. Der Mannschaftsbus bremste abrupt bei den geparkten Polizeiautos. Die Türen öffneten sich, großgewachsene Polizisten in dunkelblau-schwarzer Kampfmontur quollen heraus.

»Die WEGA ist da, jetzt wird ein ganz anderes Spiel gespielt«, sagte Kovarik ausdruckslos und wandte sich ab.

Da gab es den großen, hell möblierten, grell beleuchteten Newsroom, in dem alle Redakteure ihre Arbeitsplätze hatten. An kostengünstigen Schreibtischen, davor billige Bürosessel. Ohne persönliche Merkmale, ohne sentimentale Erinnerungsstücke. Familienfotos, Kinderzeichnungen oder leere Weinflaschen, die an vergangene feuchtfröhliche Feste erinnerten, waren unerwünscht. Ebenfalls tabu waren Poster und Aufkleber mit bemühten Bürowitzen. Die Tische sollten so austauschbar sein wie die Journalisten. Rein, unbefleckt, anonym. Es ging um Arbeit. Jeder Anflug eines Gefühls, eines Zuhauses, musste sofort abgetötet werden.

Einige Meter tiefer, unter dem großen Schriftzug *M5*, hatte ein hagerer, etwa sechzigjähriger Mann mit spärlich behaartem Schädel und leicht gekrümmter Körperhaltung vor dem einfallslos gestalteten Bürogebäude gierig eine Zigarette geraucht. Danach war er mit dem Lift ins dritte Stockwerk gebräut. Den dunklen Mantel schmiss er achtlos auf den Garderobenständer und warf sich in den Bürostuhl vor seinem Schreibtisch. Sofort begann er, mit gebeugtem Rücken auf den Bildschirm zu starren, während seine linke Hand das schlecht rasierte Kinn massierte.

M5 war ein ambitionierter, aber unterfinanzierter Privatsender. Die Kreativität blühte, doch die Shows waren hart an der Grenze zwischen Innovation und dem unbedingten Heischen nach Aufmerksamkeit. Standhaft versuchte zumindest die Nachrichtenredaktion, über durchschnittliche Ansprüche hinauszugehen. Geboten wurden freche Politikerinterviews und Talkrunden zu Themen, die manch anderem Sender zu heikel gewesen wären. Die Journalisten strebten nach Höherem, zugleich lauerte in ihren Hinterköpfen die Angst, durch allzu unpopuläre Programme den Sender zu gefährden.

Ein großgewachsener Mittdreißiger näherte sich dem gebeugten Mann am Schreibtisch. »Hallo, Lu«, sagte Max Tempfer mit betonter Fröhlichkeit. Luis Erdmann wandte seine Augen nicht vom Bildschirm ab. »Hallo«, erwiderte er und imitierte dabei mit gedämpfter Stimme so geschickt Max Tempfers süßlichen Tonfall, dass dem das gar nicht auffiel.

»Lu, ich möchte etwas mit dir besprechen«, sagte Tempfer.

»Was du nicht sagst, mein Lieber. Und worum geht es?«

»Das sage ich dir, wenn du mir genau zuhörst, lieber Kollege.«

Erdmann war nicht entgangen, dass Tempfer auch weiterhin fröhlich und unbeschwert geblieben war. Als hätte er Erdmanns abweisende Haltung gar nicht erst zur Kenntnis nehmen wollen. Vielleicht hatte er sie einfach auch gar nicht bemerkt. Weil ihm der richtige Sensor dafür fehlte. Und die nötige Erfahrung. Oder überhaupt der Wille, zu registrieren, was andere Menschen dachten und fühlten.

»Also, worum geht's?«, fragte Lu Erdmann und gab sich erst gar keine Mühe, sein Desinteresse zu verbergen.

Max Tempfer war jung zu *M5* gestoßen, fast zehn Jahre war das her. Auch sein Vater war Journalist gewesen. Immer wieder hatte der junge Tempfer versucht, sich möglichst unkonventionell zu geben. Vielleicht, um einen Gegenentwurf zu seinem autoritär gesinnten Vater darzustellen. Erst in jüngster Zeit war er zum Hüter konservativerer Werte verkommen. Seine geschmeidige, von penetranter Freundlichkeit gezeichnete Persönlichkeit hatte sich indes nicht verändert. »Dein Bericht über das *Silvester-massaker* war echt faszinierend«, sagte er. »Großartig recherchiert. Das wird sicher *das* innenpolitische Thema der nächsten Tage.«

»Kann sein, außer der Wiener Wahl ist ja sonst nichts los.«

»Wie die ausgehen wird, wissen ohnehin alle. Bürgermeisterin Lohner wird in ihrem Amt bestätigt werden.«

»Du bist ein Prophet, Max.«

»Dazu muss man wirklich nicht besonders talentiert sein. Aber eine bevorstehende Umbildung dieser Katastrophenregierung sorgt für Spannung, das ist klar. Wenn Köpfe rollen, bewegt das die Menschen. War schon immer so. Wie bei den öffentlichen Hinrichtungen. Die es leider nicht mehr gibt. Da hätten wir etwas zu berichten, oder, Lu?«

Erdmanns Miene veränderte sich keinen Deut. »Nach Autounfällen fahren die Leute langsam und glotzen blöd auf die Unfallstelle. Nicht unbedingt ein Zeichen von Intelligenz.«

Tempfer lachte gekünstelt. »Wir müssen eben mit den Menschen auskommen, die wir haben. Andere kriegen wir nicht so schnell, nicht wahr?«

»Na ja ...«, sagte Erdmann müde und wollte sich wieder abwenden. Ihm war nicht klar, worauf Tempfer hinauswollte und warum er ihm mit diesem Gespräch wertvolle Lebenszeit stahl.

Der jedoch ließ nicht locker. »Und zu diesem Thema muss ich dich ... du entschuldigst, es dauert nur kurz.« Tempfer griff sich rasch von einem benachbarten Schreibtisch einen Bürostuhl und setzte sich ganz nahe zu Erdmann hin. »Vielleicht kannst du mir da weiterhelfen.«

»Wobei?«, fragte Erdmann mit Argwohn in der Stimme und wunderte sich, was da kommen würde. »Hast du vom Chronik-Ressort genug, willst du zu uns in die Innenpolitik wechseln?«

»Sicher nicht, da will ich niemanden verdrängen. Ich leite die Chronik, und dabei bleibt es. Aber ich habe eine Frage an dich.«

Wie einst sein Vater bei der *Wiener Zeitung* war Tempfer bei *M5* Leiter der Chronik geworden. Auch da war der Sohn brav den Fußstapfen gefolgt. Zugleich war allen Beobachtern klar, dass sich Tempfer junior für die Chronik nicht besonders begeisterte. Gerichtsprozesse und Mordfälle interessierten ihn ebenso wenig wie Familientragödien oder Großbrände. Die Berichterstattung über Lokales diente seiner Karriere. Immer schon hatte er ein Talent für Höheres in sich gesehen. Mehr noch, er hatte einen Drang nach oben empfunden, aus der Einsicht gespeist, nur dazu wirkliches Talent und wahre Lust zu besitzen. Er wollte nicht bloß ewig weiter recherchieren und berichten, er wollte leiten, führen, delegieren. Er wollte über Menschen bestimmen, vor allem über jene, die mehr journalistischen Spürsinn aufwiesen als er selbst. Alles Unangenehme wollte Tempfer an andere weiterreichen. Ihm sollte das Vergnügliche vorbehalten bleiben.

»Was willst du wissen?«, fragte Erdmann und schielte auf seine Armbanduhr.

»Weißt du, wir bereiten da eine große Sache vor ... mehrere Sendungen über die wichtigsten Personen des Jahres. Mit Porträts, Interviews, Biografien, Tratsch und Klatsch. Das Übliche eben.«

»Und wie soll ich dir da helfen?«

»Wir wollen natürlich niemanden feiern, der zehn Tage später Geschichte ist, das wird dir klar sein.«

»Bei mir geht es nur um die Kabinettsposten. Ich wüsste nicht, inwiefern das für dich von Belang wäre.«

Erdmann war misstrauisch geworden. Tempfer schien um den heißen Brei herumzureden und das eigentliche Thema sorgsam zu meiden. Wo-

möglich gierte er nach vertraulichen Informationen, die Erdmann noch nicht preisgeben wollte. Vielleicht wollte Tempfer wissen, welche Minister abgelöst würden, um seine Karriere danach ausrichten zu können. Dass sich Tempfer ständig darum bemühte, von den Mächtigen im Lande bemerkt und anerkannt zu werden, wussten alle.

Tempfer lächelte und nickte freundlich. »Du hast recht, Lu, ich muss mich klarer ausdrücken. Wir bereiten einen Bericht über eine Staatsanwältin vor. Ich spreche von Lily Horn. Sie wird als *Mensch des Jahres* zur Wahl stehen. Weil sie im Sommer die Frauenmorde aufgeklärt hat. Die Zuschauer werden abstimmen können.«

»Schön, aber das ist alles Chronik, mit Innenpolitik hat das nichts zu tun.«

»Sicher, Lu, aber du hast sie damals erlebt und weißt ...«

»Ich habe mit Lily Horn kaum etwas zu tun gehabt. Falls du glaubst, dass ich mehr über sie weiß, muss ich dich enttäuschen. Weder weiß ich, wie ihr Privatleben aussieht, noch, mit wem sie befreundet ist, wo sie ihre Kleider kauft oder in welchen Clubs sie tanzt. Sorry, Max.« Erdmann wandte sich wieder seinem Bildschirm zu.

Doch Tempfer war hartnäckig. »Es geht auch gar nicht um Innenpolitik, sondern ... Du hast doch im Sommer kurzfristig die Chronik bei *Clip24* übernommen, und da wird es vielleicht ...«

»Ich war lediglich aushilfsweise bei *Clip24*, als ich für Gaby Koch eingesprungen bin. Von Ende Juni bis Mitte September. Die haben damals einen Profi gesucht und viel Geld gezahlt. Mir war allerdings klar, dass ich bei dieser Billigzeitung nur ein Gastspiel geben will. Als die Möglichkeit zum Wechsel gegeben war, habe ich gekündigt.«

»Genau.«

»Na eben«, sagte Erdmann und bemühte sich nicht mehr zu verhehlen, wie sehr ihn das Gespräch nervte. »Also müsstest du auch wissen, dass ich keinen Draht zu Lily Horn besitze. Sie hat seit Ende Juni mit keinem Journalisten geredet. Auch nicht off the record. Schon gar nicht mit mir. Mit *Clip24* hatte sie nie eine Gesprächsbasis, obwohl sich Sasha Bonino später intensiv darum bemüht hat. Und seit Mitte September bin ich hier und bei der Innenpolitik. Wie gesagt, ich kann dir nicht helfen.«

Tempfer ließ sich nicht abwimmeln. »Sicher, Lu, das ist mir alles klar,

aber ... ich frage mich nur ... Wenn diese Regierungsumbildung so gravierend wird, wie es den Anschein hat ... könnte das auch Auswirkungen auf Lily Horn haben?«

Inzwischen ärgerte sich Erdmann. Tempfers Fragen und Mutmaßungen erschienen ihm kurios, geradezu sinnlos. »Was für Auswirkungen sollen das denn sein?«

»Na, auf ihre Karriere zum Beispiel.«

»Nicht, dass ich wüsste«, sagte Erdmann genervt.

»Oder auf andere Leute aus diesem Umfeld?«

»Wen meinst du damit?«

»Könnte es sein, dass irgendjemand, der mit den Frauenmorden zu tun hatte und für die Ermittlung zuständig war, von der Regierungsumbildung profitiert? Zum Beispiel durch eine Beförderung auf einen besonderen Posten?«

Erdmann schüttelte den Kopf. »Mir ist nicht bekannt, dass da irgendwas im Busch ist.«

»Wirklich nicht? Oder ist das einfach nur noch nicht druckreif?«

»Ich würde es dir sagen, aber ...«

Plötzlich kam Erdmann eine Idee. Er hatte genug von Tempfers abstrusen Spekulationen und wollte ihn loswerden. Für einen Beitrag musste noch recherchiert werden, Telefonate und Mails harrten der Erledigung. »Ich habe da aber etwas gehört«, sagte Erdmann in diskretem Tonfall, als gälte es, ein Geheimnis zu bewahren. »Du liegst gar nicht so falsch mit deiner Frage, Max.«

Augenblicklich war Tempfer wie elektrisiert. »Worauf zielst du ab?«

»Es gibt verschiedene Gerüchte, was Lily Horn betrifft, und ich muss ...«

»Was für Gerüchte?«

»Sie war zu erfolgreich. Und zu unabhängig. Deshalb will man sie disziplinieren. Du weißt ja, wie sie sich verhalten hat, oder?«

»Natürlich.«

»Lily Horn hat gemacht, was sie wollte. Ja, sie hat alles gut zu Ende gebracht. Aber ...«

»Ich verstehe, Lu. Sie wird gefürchtet, aber sie ist nicht beliebt.«

»So ähnlich. Das könnte ihr jetzt zum Verhängnis werden. Es ist wie beim Pokern.«

»Wie meinst du das?«, fragte Tempfer, der vor einigen Momenten angefangen hatte, hektisch zu wirken.

»Wer keine guten Karten hat, fliegt oder zahlt.«

»Okay, ich begreife ...«

»Na, sehr schön. Da wird sie wohl eher nicht zum *Mensch des Jahres* werden können, oder?«

»Doch, doch, aber ... wir werden vorsichtiger vorgehen müssen ...«

»Das rate ich dir auch. Lily Horn ist ... Sie steht auf der Abschlusliste.«

Tempfer stand auf. Man sah ihm an, wie viele Gedanken durch seinen Kopf schossen. Behutsam schob er den Stuhl, auf dem er gesessen war, zum benachbarten Schreibtisch.

»Lu, ich bin dir wirklich enorm dankbar ... danke für die gute Zusammenarbeit.«

Tempfer grinste. Und Erdmann grinste zurück, solange Tempfer ihn ansah. Nachdem Tempfer endlich verschwunden war, schnappte sich Lu Erdmann das Handy aus der Manteltasche.

»Stell dir vor, was gerade passiert ist«, sagte er. »Da fragt mich dieser Schnösel Tempfer nach der Regierungsumbildung ... Genau der, obwohl er ahnungslos ist ... Jedenfalls interessiert er sich ohnehin nur für Lily Horn. Also habe ich ihm nichts von Belonoz erzählt und was dem blüht. Stattdessen habe ich Tempfer gesteckt, dass Lily Horn gefährdet ist, und der Trottel hat das natürlich sofort geglaubt. Denn erstens muss Belonoz geschützt werden, und zweitens ist Lily Horn so tough, die hält das schon aus ... Ja, damals war sie völlig unzugänglich. Eine arrogante Tussi. Der kann man einmal Feuer unterm Hintern machen, das wird ihr nicht schaden. So wie ich sie erlebt habe, ist es höchst an der Zeit, dass sie lernt, wo ihre Grenzen sind.« Lu Erdmann lachte rau. Und er musste husten.

*

Der Täter konnte ein völliger Dilettant sein, ein Verzweifelter, oder ein Spinner, vielleicht ein Psychopath. Was die Wahl der psychiatrischen Ordination erklären würde. Oder es ging um etwas Größeres. Noch hatte niemand konkret zu sagen gewusst, welche Klientel der Psychiater behandelte. Vielleicht ging es um einen Profi, jedenfalls um einen erfahrenen

Verbrecher, der hier in einer aussichtslosen Situation Zuflucht gesucht und gefunden hatte. Wofür wiederum dessen extrem kontrolliertes, geradezu taktisches Verhalten am Telefon sprechen würde.

All das kannte Belonoz. Von früher. Aus einem anderen Leben. Dem vor dem Fall, vor der Demütigung, vor dem unerwarteten Neuanfang.

Bitterkalt war es im ungeheizten Treppenhaus, aber das merkte Belonoz keine Sekunde lang. Der Adrenalinausstoß unterband das. Doch der Puls verriet die Wahrheit. Er durchzuckte seinen gesamten Körper. So dröhnend schien er ihm, dass Belonoz beinahe Angst bekam, dieses Pochen sei im ganzen Haus zu vernehmen.

Als Erstes hatte er sich rasch zu orientieren versucht. Er kannte diesen Gebäudetyp. Alte Wiener Bürgerhäuser, solide gearbeitet, hier in der Vorstadt weniger prunkvoll als in den Innenbezirken, aber ebenso für die Ewigkeit errichtet. Diffuses Nachmittagslicht drang durch Milchglasfenster ins Treppenhaus.

Belonoz musste vier Stockwerke hinauf. Ins Dachgeschoß. Wo die Wahrheit lauern sollte. Er drückte auf den Lichtschalter. Als Signal an den Täter, dass jemand unterwegs war. Langsam stieg Belonoz hinauf. Jeder Schritt war zu hören, und das war Absicht, auch wenn es ein Risiko darstellte. Hatte der Geiselnnehmer es darauf angelegt, einen Polizisten zu töten, würde es keinen Schutz geben.

Es war völlig ruhig. Die Evakuierung des Gebäudes hatte funktioniert. Belonoz war froh, er hatte ganz andere Situationen erlebt. Je höher er stieg, desto heller wurde es. Zur elektrischen Beleuchtung gesellte sich das milchige Licht von draußen, das stärker wurde, weil die umgebenden Häuser ähnlich niedrig waren. Die Eingangstür der Ordination. Da war sie. Belonoz wollte sich gelassen geben. Um sein Gegenüber in Sicherheit zu wiegen.

Die massive Sicherheitstür war gut gemacht, weil unauffällig. Sie musste neueren Datums sein, wie der gesamte Dachausbau. Nicht ideal für eine Erstürmung. Doch überwindbar, sofern man wusste, wo sich der Geiselnnehmer aufhielt. Das Stiegenhaus war problematisch. Es gab kaum Ecken, um sich zu verstecken oder Deckung zu suchen. Die Tür war geschlossen. Es gab einen Türspion.

Belonoz blieb auf einer der letzten Stufen stehen. Ganz aufrecht. Nun

konnte man ihn sehen, wenn man darauf aus war. Geradezu peinigend war die Stille. Da öffnete sich die Tür. Etwa zur Hälfte.

Belonoz sah, dass es im Inneren der Wohnung vergleichsweise dunkel sein musste. Eine Person neigte sich nach vorn. Offenbar stand sie hinter der Tür.

Das Licht war spärlich. Dennoch glaubte Belonoz, das Wesentliche erkennen zu können. Die zerschlissenen Jeans, die weißen Sportschuhe. Die ausgebeulte Daunenjacke. Schließlich den Kopf. Doch als er sich bemühte, das Gesicht auszumachen, war da nichts. Ein *Nichts*. Anstelle eines Gesichts. Lediglich eine verschwommene Fläche.

Belonoz versuchte, seinen Blick zu konzentrieren, ohne das Misstrauen des Gegenübers zu erwecken. Er fragte sich, ob er vielleicht eine Brille hätten mitnehmen sollen. Das Gesicht wurde nicht deutlicher, obwohl Belonoz hinstarrte. Im letzten Moment erkannte der Major die Wahrheit. Ein Strumpf war über den Kopf gezogen worden. Ein rosa Strumpf.

Da wurde die Tür wieder zugeschlagen. Belonoz blieb stehen, wo er war. Unschlüssig, wie er sich verhalten sollte. Von der Tür kam nichts. Belonoz zählte bis sechzig.

Vielleicht brauchte es eine weitere Chance? Also zählte er noch einmal. Nichts geschah. Belonoz fiel nichts ein. Deshalb kam Wut in ihm auf. Nicht auf die Umstände, nicht auf den Geiselnnehmer und dessen bizarres Verhalten. Nur auf sich selbst. Was ist mit mir los, fragte er sich, habe ich meinen Instinkt für solche Situationen eingebüßt?

Im nächsten Moment beschloss er, sich nicht den Emotionen zu ergeben. Dafür würde später Zeit genug sein. Jetzt galt es zu handeln. Irgendwie. Aber klug. Und möglichst besonnen. Auch wenn Belonoz in dieser Situation nicht nach Besonnenheit zumute war. Zu deutlich konnte er sein Herz schlagen hören, das Blut durchfuhr ihn und ließ ihn leicht zittern. Er wusste, dass dies ein Alarmsignal war. Es hatte keinen Sinn, alte Zeiten und längst vergangene Situationen zu wiederholen.

Er ging ein paar Schritte die Treppe hinunter. Dann blieb er stehen und wandte sich um. »Ich möchte nur, dass Sie es wissen«, sagte er deutlich und langsam. »Nämlich, dass ich noch hier bin, dass ich auf Sie warte und mit Ihnen sprechen möchte. Geben Sie mir bitte ein Zeichen.«

Angestrengt lauschte der Major. Er bemühte sich intensiv, nichts zu

überhören. Aus welchem Grund auch immer die Situation problematisch geworden war, jedenfalls aus dem Blickwinkel des Geiselnehmers, sie war noch zu retten. Es war nicht zu spät. Intensiv fragte sich Belonoz, was falsch gelaufen sein könnte.

Dass ihm nichts Konkretes einfiel, ließ den Ärger wieder in ihm hochsteigen. Er versuchte ihn durch rationale Gedanken zu besänftigen. Zugleich wusste er, dass er nicht gegen seine eigene Natur ankommen konnte. In den vergangenen Jahren war zu viel geschehen. Er war ein anderer geworden, er konnte nicht mehr zurück zu seinem früheren Selbst.

Er zwang sich, die Situation zu akzeptieren, wie sie war. Bedächtig stieg er die Treppe hinab, stets bereit zur Umkehr, aufmerksam lauschend. Aber er hörte nichts. Nur die Geräusche seiner Schritte waren zu vernehmen. Als er im Erdgeschoß angekommen war, hielt er es nicht mehr aus. Er richtete den Kopf nach oben, in Richtung des Stockwerks, in dem der Geiselnahmer sitzen musste. »Ich bin noch da«, schrie er. »Ich bin Belonoz. Reden Sie mit mir. Machen Sie schon.«

Er wartete zwanzig Sekunden lang. Dabei befahl er sich, nicht wütend zu werden, und er versuchte seine Stimme wieder ruhig klingen zu lassen. »Ich verlasse jetzt das Gebäude. Rufen Sie mich an. Ich werde antworten.«

Belonoz fragte sich, wie es weitergehen würde. Die Skepsis, die ihn plötzlich erfasste, war von einer Intensität, die er seit Jahren nicht mehr erlebt hatte. Als er das Haustor aufriss, verengten sich seine Augen sofort. Im Haus war es so dunkel gewesen, nun schaffte es sogar das trübe Tageslicht, ihn zu blenden. Er beugte sich zu Boden, wo noch immer seine Kleidung lag. Möglichst rasch zog er sich wieder an. Die Blicke der Polizeibeamten rundum waren ihm egal.

Ihm war, als würde er sich in Zeitlupe der Phalanx aus Polizisten nähern, die sich mittlerweile rund um das Haus versammelt hatten. In seinem Kopf war ein unausrottbares Bild. Eines, das ihn fortan verfolgen würde. Der Kopf des Geiselnahmers. Unkenntlich gemacht durch einen rosa Strumpf.